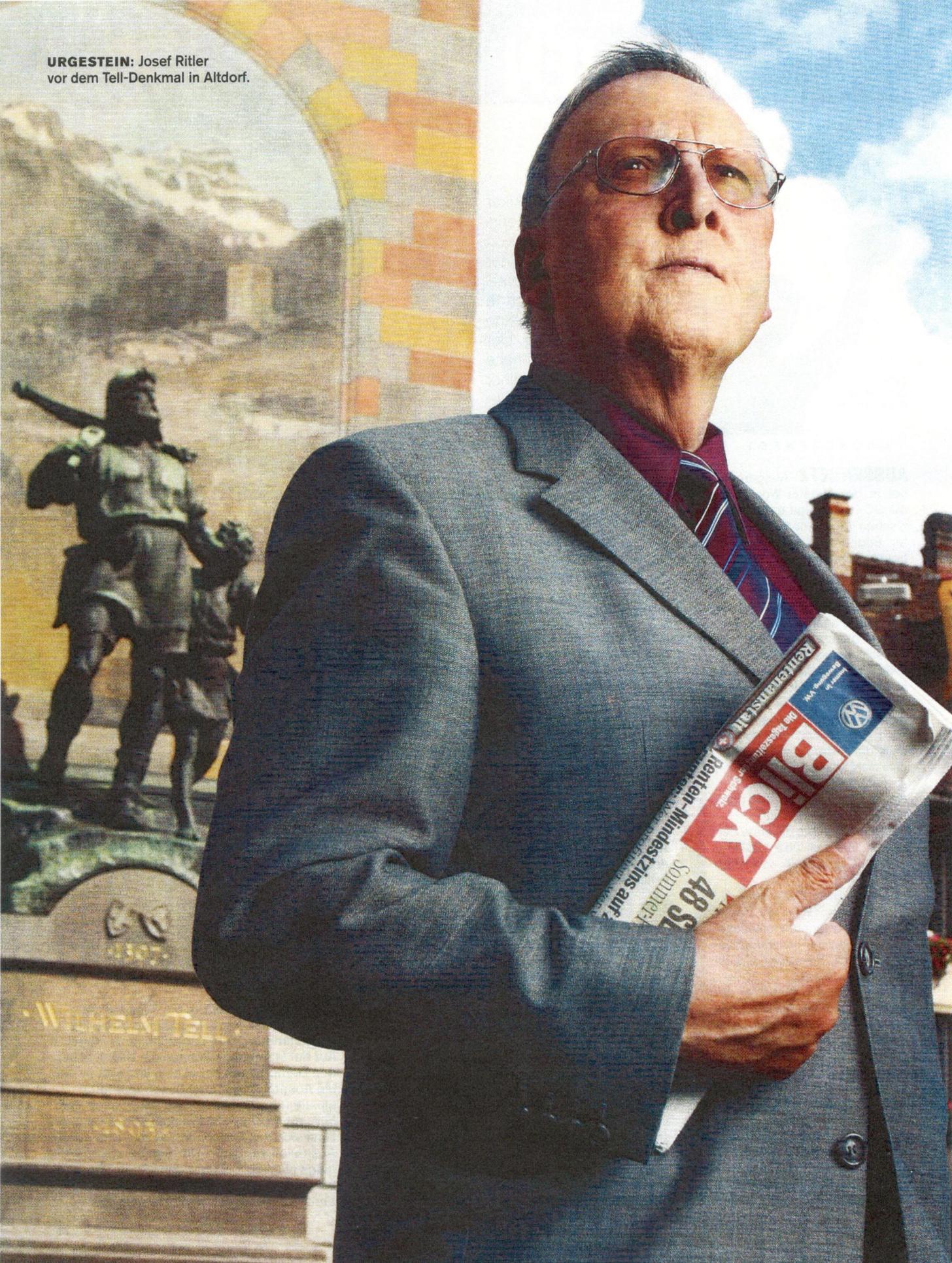


URGESTEIN: Josef Ritler
vor dem Tell-Denkmal in Altdorf.



«Seppi» war dabei

Josef Ritler verkörperte vierzig Jahre lang den «Blick» in der Innerschweiz. Jetzt geht er in Frühpension – nicht ganz freiwillig.

Von Hanspeter Bundi

Josef Ritler, 63, weiss, was einfache Leute gern lesen, nämlich Geschichten, in denen einfache Leute vorkommen. Und genau diese Geschichten liefert er ihnen im «Blick» seit vierzig Jahren.

In gedrängter Form, auf sechzig, hundert Zeilen, aber weil es Geschichten sind, die allen passieren könnten, lassen sich die Gefühle dazu denken: «Da hat der verunglückte Pilot gelegen», sagen zwei Schwestern, und sie stehen mit umgebundener Schürze in der Wiese hinter einem Haus. «Da hat man den Bub zum letzten Mal gesehen», sagt eine Nachbarin. «Das ist die Saatkrähe, die den Kurzschluss verursacht hat», sagt der Bahnarbeiter.

In den weit über 6000 Beiträgen, die Ritler als Innerschweizer Korrespondent für den «Blick» schrieb und fotografierte, ist selten von grosser Politik die Rede. Umso mehr dafür vom Glück oder der Tragik der kleinen Leute, zu denen sich auch Josef Ritler zählt. Wie sie misstraut er den grossen Reden und den grossen Ideen. Er verlässt sich lieber auf das, was er wirklich weiss.

ER IST KEIN STUDIERTER, kein Grübler oder Zweifler, sondern einer, der zupackt, so wie man es gern hat in der ländlichen Schweiz. In einer Vitrine im Treppenhaus erinnern Medaillen an ausserdienstliche Tätigkeiten im Unteroffiziersverein, und das Feldweibel-Bajonett seines Vaters hat er auch aufbewahrt.

Ritler raucht Brissago und Pfeife, hin und wieder, am Sonntag meistens, eine Zigarre. Er stehe mit beiden Beinen auf dem Boden,

sagt er. Das verschaffe den richtigen Zugang zu den Leuten, und weil er den Zugang hat, erzählen sie ihm ihre Geschichten. «Hast du den «Blick» schon informiert?», fragen sie, wenn zwei Autos spektakulär ineinander gekracht oder in einem Bach die Forellen verendet sind. Manchmal ist Ritler schneller vor Ort als die Polizei.

Fährt er am Morgen zu einem Einsatz, hört er Radio und rasiert sich, bis seine Haut glatt ist wie ein Kinderfüdli. Anständiges Erscheinen sei er den Leuten schuldig, sagt er, sei das nun ein Regierungsrat oder ein Bauer. Auch heute noch wundert sich der eine oder die andere, wenn nicht der Typ mit Dreitagebart und Lederjacke der «Blick»-Reporter ist, sondern der beruhigend gewöhnliche Mann in Strickjacke oder Tschoopen und stets mit Krawatte. Ritler könnte Beamter des Tiefbaudepartements sein, ein gemässigter Gewerkschafter

Das Glück und die Tragik der einfachen Leute waren die Hauptthemen von Ritlers Geschichten.

oder der in die Jahre gekommene Verwalter einer ländlichen Sparkasse.

Vor vierzig Jahren, als in seiner Heimat im Oberwallis bekannt wurde, der Josi fotografierte und schreibe für den «Saublick», redete ein ehemaliger Lehrer ihm ins Gewissen, heimlich, weil er nicht wollte, dass man ihn mit dem Schundreporter sehe. Was Josi da mache, sagte der Lehrer,

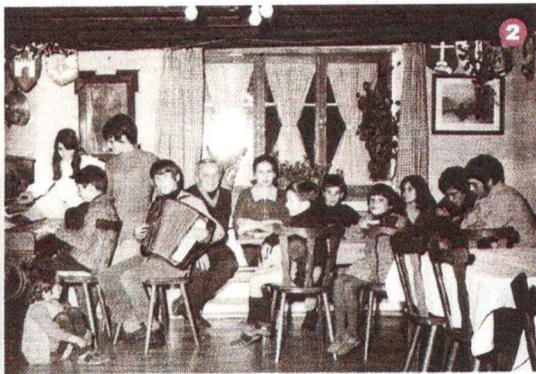
sei nicht recht, nicht christlich, immerhin habe der «Blick» eben erst den Papst zu früh sterben lassen. Es gab Leute, die auf die andere Strassenseite wechselten, wenn sie Ritler sahen.

ES GAB POLITIKER UND PRIESTER, die laut und öffentlich gegen den «Blick» vom Leder zogen und sich weigerten, mit dessen Reporter auch nur zu sprechen. Es gab sogar «Blick»-Verbrennungen, Drohbriefe an Ritlers Familie, Hänseleien gegenüber den Kindern. Heute ist das alles vergessen und vergeben. Die Innerschweizer haben ihn, den Walliser, eingemeindet und mit einem Übernamen bedacht. «Blick-Seppi» heisst er. Die Leute rufen ihn an, wenn sie mit dem «Blick» nicht zufrieden sind oder wenn die Zustellung nicht klappt. Das nennt man Leserbindung.

So etwas, denkt man, müsste eine Zeitung sich erhalten wollen, aber vor einigen Monaten erhielt Ritler den Bescheid, das Innerschweizer Büro des «Blicks» werde geschlossen, und er werde frühpensioniert. Das tönt nicht so hart wie «entlassen», aber es ist genauso stilllos.

Der «Blick» will sich neu positionieren, will politischen Boulevard machen, will Philosophie und Kultur auf den Boulevard herunterbrechen. Dafür braucht es keinen Innerschweizer Korrespondenten mehr. Für die Überschwemmungen und Lawinen wird man Leute aus Zürich schicken.

Josef Ritler gibt keinen Kommentar dazu, aber er erzählt vom Lawinenwinter 1968. Zürich hatte drei Schreiber und einen Fotografen ins Bündnerland geschickt; ▶



RITLER-BILDER ❶ Beim Brand des Bahnhofs Luzern 1971 fotografierte Ritler als Einziger im Gebäudeinnern. ❷ Hausmusik (1970) für die 21fache Mutter Mathilde Beltrametti aus Schattdorf UR. ❸ Im Lawinenwinter 1968 blieb von einem Haus in Silenen wenig übrig.

Ritler sollte von Silenen und aus dem Schächental berichten. Er war allein. Weitab von andern Reportern sprach er mit den Leuten, sah zu, wie sie eine Leiche aus dem Schnee gruben, fotografierte, und da war, sagt er, nichts Voyeuristisches dabei.

Seine Nähe ist zwar auch schon als Aufdringlichkeit und Pietätlosigkeit kritisiert worden. Von aussen her allerdings, von den Betroffenen selber nie. Am Abend nach den Lawinnenedergängen in Uri hatte er Material für drei Seiten, starke Bilder und starke Geschichten, und die Equipe, die von Zürich ins Bündnerland gereist war, aus der Stadt in ein fremdes Land, hatte fast nichts.

Als Bub spielte Ritler mit einem Freund Beruferaten. In der Bahnhofstrasse von

Brig pickten sie einen Mann aus der Menge und versuchten, seinen Beruf herauszufinden. Ritler ging dann zu dem Mann hin, fragte nach, und meistens stellte sich heraus, dass er richtig geraten hatte. Bauer. Chemiarbeiter. Mechaniker. Pöstler. Das waren Berufe, die den Körperbau, die Haltung und die Hände der Männer formten. Die Menschen und die Verhältnisse waren damals besser lesbar als heute, klarer umrissen, und das, sagt Ritler, gab den Geschichten schärfere Konturen.

DAS UND DIE GEHEIMNISSE, die dahinter steckten und heute keine mehr sind. Als der Bundesrat 1995 grosse Teile der Festungsanlagen aus dem Verteidigungsdispositiv herauslöste und den öffentlichen Blicken preisgab, wurde zum Beispiel etwas ge-

schleift, was jahrzehntlang als das topgeheime Herz der Schweiz gegolten hatte. «Dreissig Jahre lang durfte ich keinem Menschen sagen, wo ich arbeite, und jetzt dürfen ausländische Fernsehteams hier filmen», sagte ein Festungswärter. Da sei eine Welt zusammengefallen, sagt Josef Ritler. Da sei ein Mythos zerstört worden. Wo es keine Mythen mehr gebe, würden auch keine guten Geschichten mehr erzählt.

Früher, sagt Ritler, schossen am See und in den Bergen immer wieder Autos über die Strasse hinaus, zerschellten irgendwo weit unten oder mussten mit Spezialbooten aus zweihundert Metern Tiefe geborgen werden. Aber heute gibt es überall Leitplanken. Genauso, sagt Ritler, ist es auch im übrigen

BOULEVARD-ZEITUNG

«Keine Schmonzetten mehr»

«Blick»-Chefredaktor Werner De Schepper über den Verzicht auf Regionalreporter und neue Strategien.

FACTS: Herr De Schepper, Josef Ritler, der «Blick-Seppi» der Innerschweiz, wird frühpensioniert. Das Büro Ostschweiz wird geschlossen. Simple Sparmassnahmen oder strategische Entscheide?

WERNER DE SCHEPPER: Es ist unser Ziel, eine schlagkräftige, mehrköpfige Reportertruppe zentral in Zürich zu stationieren. Im Team können wir besser entscheiden, welches unser grosses Thema sein wird. Zum Beispiel die G-8 in Evian. Da

wollen wir dabei sein, da schicken wir zehn Leute hin. Und wenn ein Mädchen, sagen wir im Thurgau, vom Blitz getroffen wird, haben wir immer noch einen Reporter frei, um diese Geschichte zu machen.

FACTS: Früher hätte man nicht Evian, sondern den Blitzschlag im Thurgau gross gebracht.

DE SCHEPPER: In einer ersten Etappe hat sich der «Blick» tatsächlich mit Geschichten aus der Region profiliert. Verkehrsunfälle. Schicksalsgeschichten.



«DAS ENDE EINER ÄRA»: Werner De Schepper.

Kriminalfälle. Das hat ausser dem «Blick» niemand gemacht. Heute berichten alle darüber, und sie können viel unmittelbarer dran sein als wir. Das

Blut fliesst noch, wenn das Lokalfernsehen über den Unfall berichtet.

FACTS: Deshalb positionieren Sie den «Blick» neu?

DE SCHEPPER: Wir sind neben der NZZ die einzige nationale Zeitung. Das verlangt einen andern Zugang. Die kleine Schmonzette aus der Region hat ausgedient. Seppi Ritler – von ihm sind Sie ja ausgegangen – war eine regionale Institution. Seine Frühpensionierung markiert tatsächlich das Ende einer Ära. Die Zukunft wird zeigen, ob es für den «Blick» richtig war, die feste Verankerung in der Zentralschweiz und der Ostschweiz zu lockern.



RITLER-COUP: Das Bild der Verhaftung eines Geiselnähmers in Luzern wurde 1997 zum Swiss Press Photo des Jahres gekürt.

Leben. Die Sozialversicherungen und Sozialhilfen sind wie Leitplanken, die manchen auffangen, den es sonst wegspicken würde. Deshalb gibt es keine Clochard-Geschichten mehr und kaum mehr Geschichten von elenden Greisinnen. Die neuen Geschichten handeln von überlangen Wartezeiten für den neuen Reisepass, von Martina Hingis und ihrem Skilehrer, von der perfekten Diät und von der perfekte Sprengung eines Felskopfes.

AUF DEM LAND, SAGT RITLER, haben sich die Konturen etwas besser gehalten als in der Stadt. Da gibt es die Männer mit den schweren Händen noch. Zwar tragen sie kaum mehr Zipfelkappen, sondern Schildmützen mit Reklameaufschriften, und sie haben Handys wie die Städter auch. Aber sie haben noch immer stark gerötete Gesichter und schwere Hände, und sie wissen, was Sommer ist und was Winter. Die Frauen binden keine Schürzen mehr um, bringen auch nicht mehr zehn und mehr Kinder zur Welt. Aber sie sind noch daheim und kochen. Es ist noch nicht alles aufgelöst und verwischt, aber auch auf dem Land wird an Bestehendem geknabbert und gesägt. Die Altvordern werden belächelt, Hausfrauen bemitleidet. Vielleicht ist das der Grund

dafür, dass Josef Ritler, ein auch politisch konservativer Mensch, wie ein Süchtiger alles fotografieren und festhalten will. Ein Ereignis, das er nicht dokumentieren kann, hat für ihn nicht wirklich stattgefunden. «Du lebst nicht, du fotografierst», sagt seine Frau manchmal im Spass.

Ritler hat einen Instinkt für Geschichten. Zum Beispiel bei den Vermisstenmeldungen. Da kommen fünf, zehn Meldungen über sein Pult und landen im Papierkorb,

«Du lebst nicht, du fotografierst.»

Ritlers Ehefrau über ihren Mann



aber bei der elften klingelt etwas in ihm, er ruft an. Ein Bauer aus dem Nidwaldnerischen erzählt von seiner Tochter, die auf die Landwirtschaftsschule geht, sich verliebt hat und jetzt verschwunden ist.

Ritler schreibt eine kleine Mystery-Geschichte, und damit wäre die Arbeit eigentlich getan, aber Wochen später denkt er beim Aufstehen wieder an den Bauern. Es ist, als sei er noch an einem Faden mit ihm verbunden. Der Reporter ruft an und

erfährt, grad heut Morgen habe man die Tochter gefunden, sie habe sich erhängt. Ritler fährt hin. Der Bauer zeigt ihm die Stelle, wo man sie fand, und Ritler darf ihn dabei fotografieren. «Witwen schütteln», sagen abgebrühte Redaktoren zu solchen Besuchen. Es sei kein Witwenschütteln, sagt Ritler. Er sei lediglich zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort, er höre zu und werde damit Teil des Ganzen.

Gleichzeitig steht er ausserhalb des Geschehens, ist Beobachter. Er sieht mit den Augen eines Städters, dem exotisch erscheint, was auf dem Land als normal gilt. Ritler versteht sich als Scharnier zwischen der Innerschweiz und Zürich. Manchmal bedient er das Bedürfnis nach Exotik, manchmal muss er absagen. Die in Zürich wollen, dies als Beispiel, nach einer Unwetterkatastrophe einen verzweifelten, geknickten Bauern im Blatt haben. «Die hat es hier nicht», gibt Ritler zur Antwort. «Hier spöizen sich die Bauern in die Hände, um den zerstörten Stall aufzubauen.»

«ER WAR WIE DER REPRÄSENTANT einer anderen Schweiz», sagt Walter Bosch, einer der früheren Chefredaktoren des «Blicks». «Er hat dafür gekämpft, diese andere Schweiz ins Blatt zu bringen.»

Wenn Ritler von seinen Geschichten erzählt, dann erzählt er die Geschichte des trickreichen Reporters mit. Wie er damals, beim Brand des Luzerner Bahnhofs, als Einziger im Innern fotografierte, weil die Polizei noch keine Abschränkungen aufgestellt hatte, als er ankam. Wie er bei der Urner Flutkatastrophe in einem Boot durch überschwemmte Strassen ruderte, während im Radio nur von heftigen Regenfällen die Rede war. Wie er 1997 den Geiselnahmer der Regiobank Luzern fotografierte. Die Reporter hatten die Polizei bedrängt, man solle sie näher heranlassen. Sie murrten, beriefen sich auf die Informationspflicht, und die Polizei versprach, es werde nach Abschluss der Geiselnahme etwas zum Fotografieren geben. Sie hielt ihr Versprechen. Der Geiselnahmer war bis auf die Unterhosen ausgezogen, über dem Kopf trug er einen Sack, und die Polizei führte ihn zum Wagen, den man so umparkiert hatte, dass die Fotografen genug Licht und Zeit für ihre Bilder hatten. Ritler war, dank List und eines Polizeitipps, besser postiert als die andern. Als Einziger konnte er den Geiselnahmer in seiner ganzen Erbärmlichkeit fotografieren.

DAS BILD WURDE SPÄTER PRÄMIERT, und es gab Anlass zu Diskussionen. Es sei arrangiert gewesen. Die Polizei habe die Wünsche der Medienschaffenden zu willfährig erfüllt, hiess es. Die Menschenwürde des Täters sei verletzt worden. Ritler hat keine Gewissensbisse. «Die andern waren auch da, und sie hätten das Bild ebenfalls gemacht», sagt er. «Ohne Skrupel hätten sie abgedrückt.» Heute, wo selbst die NZZ nach dem menschlichen Approach schiele, werde das von einem Reporter erwartet. Die Medienwelt ist dort angekommen, wo Ritler, angefeindet, von vielen geschnitten, im Jahr 1963 begann.

Ende Juli wird sein letzter Arbeitstag sein. Der eine oder andere Journalist, die eine oder andere Fernsehetequipe wird ihn dabei begleiten. Was nachher sein wird, weiss er noch nicht. Vielleicht wird ihn die «Blick»-Redaktion in Zürich hin und wieder um eine Geschichte angehen. Vielleicht wird er ein Amt, ein Unternehmen in Medienfragen beraten. Vielleicht wird er einige der Geschichten, die er vierzig Jahre lang auf enge und engste Räume zusammenquetschte, ausführlich dokumentieren. Die Änderungen auf den Gesichtszügen einer Frau zum Beispiel, wenn sie erzählt, wie zuerst ihr Mann und Wochen später ihr Sohn bei Waldarbeiten ums Leben kamen. ■